



Ich und mein Spiegelbild

Als ich das Empfangszimmer betrat, war sie schon da. Sie saß mit dezent übereinandergeschlagenen Beinen und einem kompetenten Ausdruck da. Sie, die Studienbeste aus Gruppe 2. Sie, die allerhand Einladungen bekam, aber nur wenige davon annahm. Sie, die nie jemanden einlud. Sie – aus der Sicht der Professoren das Vorzeigetalent. Ich wiederhole, damit es klarer wird: kein Beispiel für Erfolg, sondern eines für Talent. Erfolg erfordert Arbeit, oder zumindest fühlt es sich so an. Arbeit, vielleicht etwas Schmeichelei, manchmal Beziehungen, ein andermal ein tiefes Dekolleté. Erfolg ist zu fünfzig Prozent Strategie. Während Talent etwas kaum Wahrnehmbares ist, etwas Unsichtbares, das, unklar wie, sofort ins Auge sticht. Entweder du hast es oder du hast es nicht, ein Zwischending ist nicht vorgesehen oder wird zumindest nicht als Talent registriert.

Wie kann ich Talent entwickeln, mir Talent aneignen? Woher?

Sie hatte Talent, das sagten alle. Aber was für ein Talent kann einer, bitte schön, für Soziologie haben? Diese schmalen Laufbahnen, die spezialisierten Wissenschaften – sie entfalten ihre eigene Mythologie aus genialen Vorläufern, kuriosen Visionären, begabten Griesgramen und gemäßigten Erwartungen an die kommenden Generationen, in denen man allerdings auch auf Talente trifft. Über mich selbst würde ich sagen, dass ich zu den erfolgreichen Studentinnen gehörte.

Dobromira nickte mir verhalten zu, gerade genug, um meine Anwesenheit zu quittieren. Unsere Pupillen verengten sich und saugten sich ineinander. Dann entspannten sie sich wieder auf das Format höflicher Neutralität.

Seit Studienabschluss waren fünf Jahre vergangen. In der Zwischenzeit hatte ich sie nicht wiedergesehen. Ich war froh, dass sich unsere Wege nicht kreuzten, befürchtete aber, dass sie große Erfolge feierte. Ich ging davon aus, dass sie bereits einen wichtigen Beraterinnenposten beim Außen- oder Innenministerium innehatte oder beim UN-Sekretariat in New York oder in der UNESCO-Zentrale in Paris oder am Internationalen Gerichtshof in Den Haag, oder bei sonst einer jener in der Welt verstreuten prestigeträchtigen Institutionen, da, wo ich nicht bin. Ich war irgendwie gefasst darauf, dass sie dort gelandet war, ich lebte versöhnt mit der Möglichkeit, sie würde eine Abteilung für strategische Entwicklung oder so was Ähnliches leiten, strategisch und entwickelt zugleich, um sie bloß nicht im Blickfeld zu haben. Sie wäre irgendwo dort glücklich und erfolgreich, wo ihr Glück mit dem Glück der sie Umgebenden verschmolz, und ihr Erfolg mit deren Erfolg. Glück habe ich ihr natürlich nie gewünscht. Ich sage nur, unter welchen Bedingungen ich mich damit abgefunden hätte.

Mein Leben ist nicht meinen Erwartungen entsprechend verlaufen. Ehrlich gesagt, waren diese nicht allzu klar, irgendwie hatte ich aber erwartet, dass, kaum hat man sein Diplom mit Auszeichnung bestanden und den Abschluss in der Tasche, unzählige Körperschaften, Konzerne und Institutionen einen in ihre Fänge reißen würden. Nichts dergleichen geschah. Geben Sie mal „Soziologin sucht Arbeit“ im Netz ein, und Sie lernen den Überfluss an Angeboten für weibliche Care-Hilfen in Großbritannien kennen. Meine beste Stelle war in einem Callcenter. Man nahm mich wegen meiner Englischkenntnisse.

Die Tatsache, dass Dobromira auf das gleiche Interview wie ich wartete, überraschte und deprimierte mich. Also war sie doch hier. Wie ein Tiefseemonster, das meinen Blicken entzogen die Ozeane durchkreuzt hatte, sprang sie mir plötzlich entgegen, und ich konnte einfach nichts tun.

Das Empfangszimmer der Stellenvermittlung für Führungskräfte ist halb aus Metall, halb aus Plastik. Aus größerer Distanz bildet es eine kleine Betonschachtel, angemietet in einem dieser quaderförmigen Gebäude, die als summende administrative Bienenkörbe angelegt sind. Es sieht aus wie ein kleiner Ausschnitt eines internationalen Flughafens. Hie und da wird das Interieur mithilfe von Spuren menschlicher Gegenwart aufgefrischt. Die Möbel sind rot und unverhältnismäßig üppig, als hätten sie die Chance verpasst, sich einer Diät zu unterziehen. Auf dem Boden steht ein Keramiktopf mit dem für jedes Büro obligatorischen Philodendron. Wir befinden uns im fünfzehnten Stock. Eine der Wände besteht aus Glas, das der Alurahmen in Quadrate gliedert. Durch die getrockneten Spuren von Regentropfen auf den Scheiben ist die halbe Stadt zu sehen, wahrscheinlich ihre hässlichere Hälfte. Eine zufällige Kombination aus Ziegeldächern, hochaufragenden neuen Blocks und Kirchenkuppeln. Jetzt befindet sich all das auf ungewohnte Weise unten, unter meinen Füßen, und ich ziehe es vor, nicht hinzusehen. Ich habe das Gefühl, irgendein fehlgeleiteter Wirbelsturm wird jeden Moment die Scheiben sprengen und uns nach draußen saugen. Kommt bestimmt vom Kaffee.

Mit einer Papierserviette tupfe ich mir den Schweiß von der Stirn und achte darauf, dass Dobromira es nicht merkt. Sie tut so, als bemerke sie mich nicht.

Dobromira ist nicht anzumerken, ob der Panoramablick sie nervös macht. Entspannt sitzt sie auf dem üppigen roten Sofa und schaut ihr Smartphone durch. Ihre kleinen Füße stecken in beigen Schühchen. Weder allzu aufgeputzt noch geringschätzig der Situation gegenüber. Der Absatz ist weder zu hoch, noch fehlt er. Der zu hohe Absatz sagt: „Seht mich an, ich bin ein sexy Teil, ein hoher Ball, und gleichzeitig gibt’s keine Latte, unter die ich mich nicht beuge, um den Job zu

kriegen.“ Noch hat man dich gar nicht eingestellt, schon bietest du Boni an. Eine verstiegene Luxusofferte. Von einem gewissen Preis an wirkt das Teure billig. Der fehlende Absatz hingegen ist auf vollkommen andere Weise aggressiv. Er verkündet: „Es gibt nichts Wichtigeres als meinen eigenen Komfort. Versteht ihr mich nicht, seid ihr nicht auf meinem Niveau.“ Eine starke Ausgangsthese und in der Tat eine riskante Strategie für ein Vorstellungsgespräch. Nein, das, was Dobromira ausstrahlt, ist Balance. Harmonie, gefüttert mit Kompetenz. Ihr glattes blondes Haar ist am Nacken zu einem kurzen Pferdeschwanz zusammengefasst. Sie trägt keine Schminke, sie braucht keine. Ihr Gesicht ist nackt, allein in die eigene Sicherheit gekleidet. Ich hätte keinen so grellen Lippenstift auftragen sollen.

Ein junger Mann mit einem Jackett über der Jeans geht an uns vorbei und lächelt uns ermutigend zu. Ermutigend und überheblich. Er trägt zwei große Teetassen, die Etiketten der eingelegten Beutel flattern hinterher. Sehr wahrscheinlich eine männliche Sekretärin mit der schwammigen Funktionsbezeichnung „Office Administrator“. Administrator oder nicht, er hat einen Job, und er weiß es. Er ist glücklich, wenigstens solange er uns sieht. Er schlüpft hinter die gepolsterte Tür, vor der wir darauf warten, aufgerufen zu werden.

Wir beide, Dobromira und ich, nehmen Notiz von alledem, sehen einander aber nicht in die Augen. Immerhin sind wir in dem Punkt solidarisch. Auch, und zum Glück, unterhalten wir uns nicht. Jetzt gerade habe ich keine Lust, ihre miauende Stimme zu hören. Irgendwas wimmert in ihrem Rachen, und man hört ihren Atem, während sie spricht. Das hindert ihre Worte aber nicht daran, präzise und zielgerichtet herauszukommen. Ich erinnere mich sehr gut an diese Stimme. Sie ist wie eine weitmaschige Camouflage, hinter der sich ein ganzer Trupp Angreifer anpirscht. Ich fühlte mich durch ihre Stimme hindurch beobachtet.

Die gepolsterte Tür ging auf, und von innen erklangen Dobromiras Namen. Sie ging hinein und ließ mich in trauter Zweisamkeit mit dem Philodendron zurück. Ich begann mich zu fragen, was eigentlich unvorteilhafter für mich war – dass sie zuerst drankam und ihre Wolke aus kompetentem Gift im ganzen Raum versprühte, oder dass sie als zweite drankam und das bisschen an gutem Eindruck tilgte, den ich einzuzulassen geschafft habe? Nichts von beidem gefiel mir.

Fünfzehn Minuten später kam sie gemessenen Schrittes heraus. Ich erhob mich, damit wir aneinander vorbeikamen, doch in der Tür erschien der Teeträger, stellte sich mir in den Weg und sagte zu uns beiden:

„Die Ergebnisse des Interviews erhalten Sie im Laufe einer Woche per Kurier. Rechtsauskunft wird auf Verlangen erteilt. Die ausgewählte Kandidatin wird im Couvert auch Unterlagen beigelegt finden, die sie ausfüllen und beim Stellenantritt eigenhändig mitbringen soll. Von weiteren Nachfragen bitten wir abzusehen.“

Der Saal war jenseits aller Bürostandards kalt. Die Klimaanlage hatte auch den letzten Molekülen des draußen herrschenden Sommers das Rückgrat gebrochen. Meine Hände fingen an zu zittern. Vor mir stand eine Kommission aus zwei Frauen und einem Mann mit nahezu gleichen Physiognomien. Sie schwiegen, also schwieg auch ich. Hinter ihren Rücken gähnte die Glaswand. Ein Stuhl zwischen ihnen stand leer.

Sie setzten sich mir gegenüber.

„Ich denke, wir können anfangen“, sagte eine der Frauen und biss in den Bügel ihrer Brille.

Die anderen begannen in meinem Lebenslauf zu blättern. Ihre Blicke schweiften über die Daten und meine diversen Versuche, die Zeitspannen meiner Arbeitslosigkeit zu kaschieren. Freiberufliche Beraterin. Unabhängige Fachfrau. Freelancer. Selbständige Weiterbildung. Networking in neuen Wirkungs-

kreisen. Nach einigem Schnauben und leerem Schmatzen ging es los mit den Fragen. „Wie würden Sie den Korrelationskoeffizienten zwischen den Variablen im folgenden Diagramm errechnen?“ Ich antwortete und schaute über dem leeren Stuhl vor mir hinweg durch die Glaswand. Macht die besser auf, damit ich rausfliegen kann.

In diesem Moment setzte sich jemand auf den leeren Stuhl und stimmte in das Verhör mit ein. Der Ausblick auf die fallende Stadt verschwand, und ein weiteres Augenpaar nahm mich ins Visier. Durch dieses beobachtete mich der Teeträger und sah aus, als sähe er mich zum ersten Mal. Das leichte Staunen in seinem Gesicht ging nach und nach in den Ausdruck eines Menschen über, der sich vergnügt. Dann übernahm er die Gesprächsführung. Und mir fiel es um einiges leichter zu antworten. Auch die Fragen wurden einfacher, um nicht zu sagen seltsam. Als er mich fragte, wer mein Lieblingssuperheld aus dem Kino sei, brachen wir beide in Lachen aus. Sein Blick lag auf meinem Lippenstift.

Das Couvert mit den Unterlagen kam nach vier Tagen. Überreicht wurde es mir von einem dicken Kurier, schweißgebadet von der Hitze und vom Treppensteigen in den sechsten Stock. Das, was ihn behinderte, half mir. Hätte das Gebäude einen Lift, wäre ich kaum die Mieterin des Mansardenstudios. Unter den Ärmeln seines hellblauen Hemdes breiteten sich nasse Flecken aus. Ich gab ihm einen Lev für die Mühe. Wäre er schlanker gewesen, hätte ich ihm wahrscheinlich keinen Lev gegeben. Ich half ihm wegen seines Makels. So wenden wir das Schicksal aller. Das Couvert war nicht so dick, wie ich erwartet habe.

Ich riss es auf. Drin war ein einziges Blatt.

„Aufgrund des starken Auftritts aller Bewerber für die ausgeschriebene Position teilen wir Ihnen mit, dass ihre Bewerbung leider nicht ausgewählt wurde. Bitte beachten Sie weiterhin unsere Webseite für weitere ...“ Ich setzte mich hin und

wollte in Tränen ausbrechen, konnte es aber nicht. In mir stieg die Galle, kam bis zu einem gewissen Punkt und hielt an, weil ich wusste, dass ich genau das verdiente. Dass das das reale Ergebnis war. Dass ich die ganze Woche lang gehofft hatte, etwas würde umschlagen und den Lauf der Dinge ändern, weil „der Teeträger“ ein Auge auf mich geworfen hatte. Ich wusste, dass mir leichter ums Herz werden würde, wenn ich in Tränen ausbrechen würde und ich deswegen nicht in Tränen ausbrechen konnte. Es gibt keine Gnade für solche wie mich. Gewöhnliche Menschen, die am seidenen Faden hängen.

Dann warf ich noch einen Blick auf den Brief und sah, dass er nicht an mich adressiert war. Zuoberst auf dem Blatt stand Dobromiras Name. Irgendwer im Büro hatte den Inhalt des Briefes vertauscht. Da fing ich an zu heulen.

Als ich wenig später nach dem Freudenausbruch wieder zu mir kam, drangen praktischere Gedanken in meinen Kopf. Wenn ich die Absage an Dobromira erhalten hatte, dann hatte ja sie meine Unterlagen für den Stellenantritt bekommen. Stand mein Name wohl schon auf dem Ausdruck, oder musste er auch von Hand ausgefüllt werden? Wird sie etwas davon abhalten können, die Unterlagen zu unterzeichnen und als ihre eigenen auszugeben? Mein Magen, mein Herz und viele weitere Organe, deren Namen ich nicht kenne, ballten sich zu einer einzigen Kugel zusammen.

Ich rief im Büro der Stellenvermittlung an, um Bescheid zu geben, dass ihnen ein Fehler unterlaufen war, doch da empfing mich die Stimme eines komplizierten Anrufbeantworters, der mir vor dem Hintergrund entspannender Musik empfahl, welche Taste von eins bis neun ich drücken sollte. Bis zu einem Gespräch mit einem lebenden Menschen kam ich nicht. Mir blieb nur eins. Ich rief eine Reihe von alten Bekannten an, und unter schuldbewussten „Wie geht’s?“ und „Wir müssen uns mal wieder treffen“ gelangte ich an Dobromiras Nummer.

Während ich die Nummer wählte, lief in meinem Kopf das ganze folgende Gespräch ab:

„Hallo, Dobromira, hast du vielleicht zufällig meine Unterlagen mit der Post bekommen?“

„Nein, ich hab nichts bekommen. (Mjaaaauuu. Wimmer wimmer. Fiep fiep.)“

„Weil ich den an dich adressierten Brief bekommen hab.“

„Ach so? (Wimmer wimmer.)“

„Ja. Da steht, dass sie dich nicht nehmen.“

„Warum schicken sie ihn denn zu dir? Das muss ein Scherz sein.“

„Nein, das ist überhaupt kein Scherz. Ich les ihn dir gleich vor...“

„Nicht nötig. Mir ist lieber, du liest mir deine Briefe nicht vor.“

„Warum steht dann Dobromira drauf?“

„Ich habe nicht die geringste Ahnung.“

An der Stelle beginne ich zu grübeln, wie ich an meine Unterlagen komme, und finde keine Lösung. Gleichzeitig war zu hören, dass es klingelte.

Tuuut. Tuuut. Tuuut. Mit jedem weiteren Signal einer geglückten Verbindung entfernte ich mich von der Möglichkeit, mit ihr zu sprechen. Darauf war ich nicht vorbereitet. Trotz der Wortwechsel in meinem Kopf hoffte ich doch, dass es mir im Gespräch mit ihr gelingen würde, sie aufzuhalten. Es war Freitagmittag, und sie hatte mehr als genug Zeit, meine Unterlagen in eigenem Namen einzureichen. Ich rief bei der Firma an, bei der wir uns bewarben, aber da fragte mich eine freundliche Frauenstimme, mit wem ich sprechen wolle, und verband mich dann mit der Abteilung „Öffentlichkeitsarbeit“.

Dobromiras Adresse beim Verein der Alumni aufzustöbern, stellte eine lediglich technische und vor allem unaufschiebbare Angelegenheit dar. Ich nahm ein Taxi, das etliche Architektur-

zonen der Stadt durchquerte und dann durch das Gewirr aus krummen Gassen um eine stillgelegte Fabrik zirkelte. Unter einem Mirabellenbaum zwischen einem neuen, noch unbewohnten Block und einem alten zweistöckigen Haus hielt es an. Zuerst begab ich mich zum Block, doch zwei zementbeschmierte Eimer am Eingang gaben mir zu verstehen, dass das nicht die Adresse sein konnte.

Das kleine Haus hatte einen eigenen Garten mit ein paar verwilderten Obstbäumchen, die sich in diversen privaten Posen räkelten. Die Metallpforte ging mit einem langen Knarren auf. Der Pfad zwischen den tiefhängenden Ästen führte mich zu den Stufen vor dem Eingang. Ich suchte die Tür nach einer Klingel ab. Da war keine. Genauso wenig wie ein Namensschild. Einzig die Hausnummer stand mit Ölfarbe an der Hausmauer geschrieben. In der Nähe waren ein paar alte Dachziegel zu einem kompakten Würfelchen aufgetürmt und mit einer Nylonplane zugedeckt, vermutlich für den Fall, ein zweites Mal benötigt zu werden. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand, obschon genau das die Adresse war. Ich klopfte an die Tür.

Dobromira trat nahezu auf der Stelle heraus. Sie trug eine Hausschürze, mit orangefarbenen Speiseresten bekleckert.

„Warum hast du nicht angerufen?“, fragte sie geradeaus. „Oh, warte mal, warte, mein Handy ist ja oben, im Schlafzimmer.“

„Ich hab dich angerufen.“

„So oder so, ich hätte mich sowieso gleich bei dir gemeldet.“

„Wegen der Unterlagen.“

„Ja, ja, genau. Gratuliere“, sagte sie und drückte mir die Hand. Ihre Augen sahen irgendwo ins Abseits.

„Dobromira!“, war drinnen eine männliche Stimme zu hören. „Wer ist da?“

„Ist für mich.“

„Bitt sie doch herein.“

Der Eingangsbereich hinter Dobromiras Rücken war dunkel, und von drinnen roch es nach Weinkeller.

„Ist nicht nötig“, rief Dobromira über die Schulter und sah mich entschuldigend an. „Sekunde, ich hol die Unterlagen.“

Sie verschwand ins Hausinnere, und ich blieb an der Schwelle stehen. Es war kurz nach Mittag, und die Hitze wurde allmählich unerträglich. Ich ging rüber in den Schatten eines der Obstbäume, um zu warten, von wo ich weiterhin einen Teil des Entrees mit auf dem Boden sortierten Damenschuhen sehen konnte. Vom Haus her war ein Knarzen zu hören und eine Art schwerfällige Vorwärtsbewegung, als würde sich drin ein größeres Tier den Weg zwischen den Möbeln bahnen. An der Tür erschien ein älterer Mann im Rollstuhl. Sein Kopf, auf die Seite geneigt, wankte rhythmisch, während auf dem Sattel die gleichen orangefarbenen Flecken zu sehen waren wie auf Dobromiras Schürze.

„Wer sind Sie?“

Seine Stimme schien nur mühsam durch die Schranke der Gurgel zu kommen, und doch sprach er die Worte gebildet und unerwartet deutlich aus.

„Eine Studienkollegin von Dobromira.“

„Warum kommen Sie dann nicht rein?“

„Danke, ist nicht nötig.“

„Dobromira war eine sehr gute Studentin. Sehr gut. Sie war mein ganzer Stolz. Standen Sie einander nahe?“

„Papa, geh zurück ins Zimmer, bitte“, sagte Dobromira und streckte die Hand über seinen Kopf hinweg aus, um mir den Umschlag mit den Unterlagen zu reichen.

„Ich möchte die junge Frau auch gern kennenlernen. Bitt sie doch herein!“

„Ständig bittet er die Leute herein“, sagte Dobromira zu mir, und dann zu ihm: „Gleich machen wir einen Spaziergang.“

Geh du jetzt wieder ins Haus.“

Ich reichte ihr den an sie adressierten Brief. Nicht dass sie ihn brauchte, ich wollte ihre Korrektheit einfach mit einer ähnlichen Geste beantworten.

„Tut mir leid, dass es so gekommen ist.“

Wie aufrichtig konnte ich mit diesen Worten überhaupt sein? Ich würde sagen, gar nicht, allerdings blieb auch die Hälfte des Sinns dieses höflichen Gemeinplatzes für mich in einem unbekanntem und quälendem Dunkel. Dobromira winkte ab.

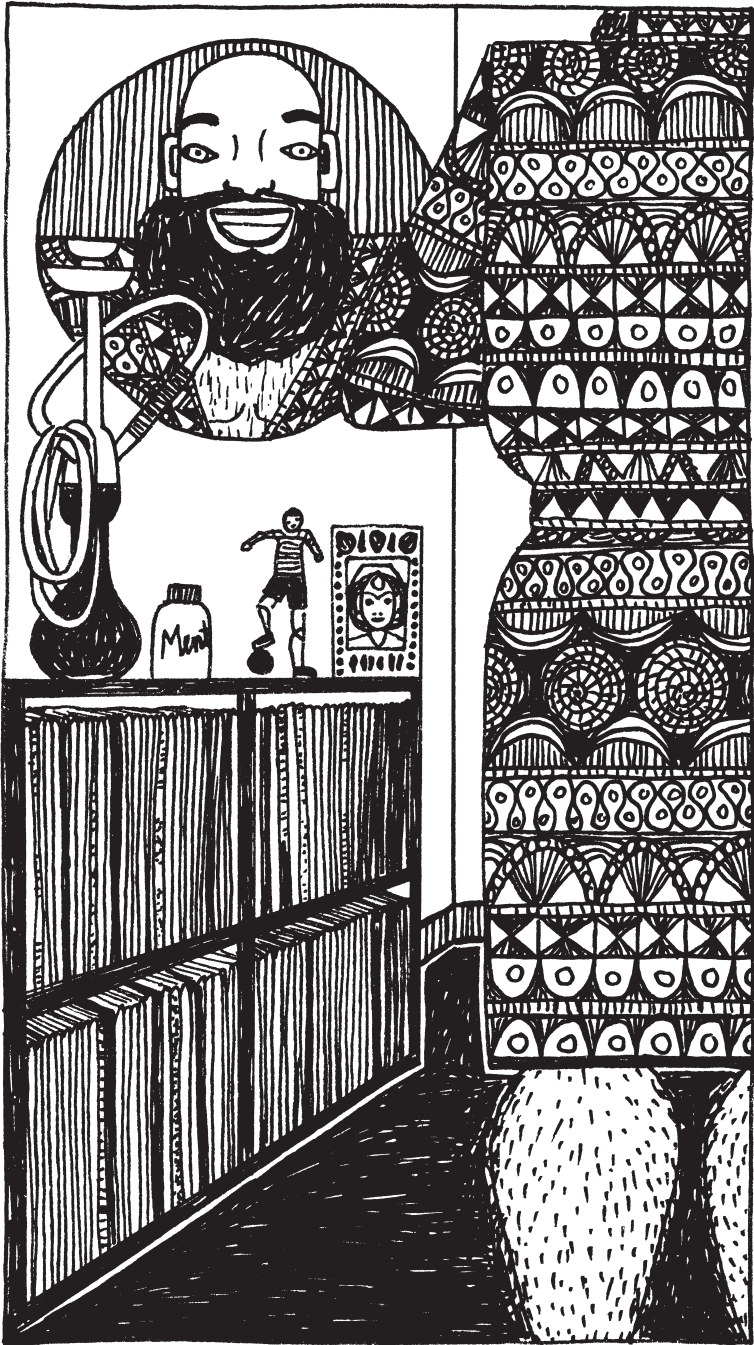
„Was soll's. Ist nicht deine Schuld.“

Während ich mit der Straßenbahn heimfuhr, dachte ich über ihre Worte nach und wusste, dass Dobromira recht hatte. Natürlich war es nicht meine Schuld. Ich habe fair gespielt und hatte keine Ahnung, dass ich den Geschmack des Kommissionsleiters treffen würde. Der Lippenstift war reiner Zufall. Na, eigentlich nicht genau ein Zufall, sondern kalkuliertes Risiko. Schließlich spielt ja jeder mit den Karten, die er in der Hand hält. Oder hatte Dobromira jene niedlichen Schühchen etwa nicht selbst angezogen? Schon so lange habe ich auf mein Glück gewartet, ich dachte schon, dass es mich komplett vergessen hat oder bei all den anderen Leuten, die es besuchen muss, nicht ans Ende der Liste kommt, wo ich auch noch irgendwo bin. Aber siehe da, es ist gekommen und hat mich geküsst! Und dazu noch als doppelte Siegerin. Ich hätte mir nicht träumen können, eines Tages Dobromira zu schlagen. Der Traum meiner Studienzeit.

Ich machte mir eine Flasche zwölfjährigen Whisky auf, den ich für solche Fälle aufhob. Nicht zum Trost, sondern zur Feier. Natürlich war er, wie alles Luxuriösere um mich herum, ein Geschenk. So viel Geld würde ich nie für ein Getränk ausgeben. Oder vielleicht doch, wenn ich es hätte, aber das muss erst noch überprüft werden. Ich schenkte mir ein ordentliches

Glas ein. Nahm ein paar gute Schlucke. Diese Getränke sind so – du nimmst einen Schluck, zählst dann bis fünfzehn, und irgendwo über dem Magen, unmittelbar neben dem Herzen, bricht eine Sekundärexplosion aus. Die Wärme breitet sich kugelförmig aus und schießt wie die Strahlen einer inneren Sonne bis in die Fingerspitzen. Ich trank noch einmal und verwischte die Explosionen. Hab ich endlich deine Eingeweide gesehen, Dobromira, und um den Hals gewickelt noch dazu! Warum hat mir während des Studiums keiner gesagt, dass er auf mich zählt, dass er auf mich setzt, warum nicht? Euer Geschwafel über Talent, eure beschissenen Favoriten. Und doch bahnt sich die Gerechtigkeit ihren Weg. Schließlich habe ich bekommen, was ich verdiene.

Ich stellte mich vor den großen Spiegel im Flur. Schaute mir direkt in die Augen und prostete meinem Spiegelbild zu. Dann zerriss ich die Unterlagen in kleine Stücke.



Der Gesandte

Petăr, in engeren Kreisen auch „Der Bart“ genannt, in den unermesslichen staatlichen Institutionen unter dem unauffälligen, auf „ov“ endenden Familiennamen bekannt, schnürte seinen Morgenmantel zu und stand auf, um zu öffnen. Das Klingeln war einmalig, abwartend. Wäre es ein wenig kürzer gewesen, hätte er es als „zaghaft“ bezeichnet, wäre es ein wenig länger gewesen, wäre es ins Dreiste gekippt. Deppen schlofen mit dem Finger auf der Klingel ein, sie fand er aber uninteressant. Gerne rätselte Petăr anhand des Klingeltons am Charakter seiner Besucher herum. Bevor er aufmachte, warf er zwei Mentholdragees ein und einen Blick auf seine Zähne im Spiegel. Nicht, dass es nötig gewesen wäre.

An der Schwelle stand ein Junge mit gefütterter Kapuze, cirka einen Meter fünfzig groß. Seine Nase hatte ihre kindliche Lieblichkeit verloren, und ein strenger Höcker drängte durch den Kamm. Seine Wangen waren von dunkler Hautfarbe oder dreckig, oder beides. Unter dem Schatten der Kapuze sahen die unteren Hälften zweier großer, schwarzer Augen empor.

„Mitko schickt mich.“

Petăr öffnete die Tür etwas weiter und winkte ihn hinein.

Der Junge sah sich um, versuchte hinter den fleischigen Körper des Mannes zu spähen, dann, als hätte er abrupt entschieden, wo lang, rieb er die Schuhsohlen am Vorleger ab und trat ein. Petăr streckte die Nase ins Treppenhaus und warf einen kurzen Blick über das Geländer in den Brunnen aus Stockwerken unter sich. Jetzt war es an ihm, sich umzusehen. Von seinem Treppenabsatz aus waren die Türen der Wohnungen in den unteren Stockwerken nicht zu sehen, allerdings stieg aufgrund eines akustischen Effekts jedes Treppenhausge-

räusch ganz nach oben, um unter dem Dach überdeutlich zu werden. Gerade waren keine Spuren irgendeiner Bewegung vernehmbar. Zufrieden folgte Petär dem Jungen hinein und schloss die Eisentür hinter sich ab. Er war ein kräftig gebauter Mann mit krausem Bart wie bei einem Holzfäller, einem Maler oder einem Kinotechniker, und einem gutmütigen, etwas babyhaftem Gesicht, in dessen Mitte zwei starre Augen saßen.

„Und wo bleibt Mitko?“

„Er hat eine Matheprüfung.“

Der Junge sprach die Worte unsicher aus, als gehörten sie einer fremden, später erlernten Sprache an. Er achtete auf die Betonung.

„Geht er etwa zur Schule?“

„Na klar.“

„Und du, nimmst du die Kapuze nicht runter?“

Der Junge tat so, als hörte er ihn nicht, oder er hörte ihn wirklich nicht. Er betrachtete den luxuriösen Plattenspieler, der letzte Schrei der Technik aus jener Zeit, in der diese Technik ihre letzten Schreie von sich gegeben hat. Die Kommode mit der Schallplattensammlung. Die Gegenstände auf der Kommode. Die Wasserpfeife mit dem aufgewickelten Schlauch. Die Nische mit dem Vorhang aus roten Glasperlen, hinter dem ein großes, ungemachtes Bett zu sehen war. Wieder die Kommode. Das kleine Porträt einer Frau in einem muschelbesetzten Rahmen.

„Ist das deine Freundin?“

„Nein, das ist meine Mutter.“

„Deine Mutter ist aber jung.“

„Jetzt nicht mehr.“

„Schön, dass du eine Mutter hast.“

Petär seufzte voller Ungeduld. Der Junge verstand das als zweite Einladung und nahm die Kapuze ab. Sein Haar war braun und leicht verfilzt. Eine schräg genähte Narbe teilte

seine rechte Braue entzwei. Sein Hals mit dem noch undefinierten Adamsapfel war erstaunlich dünn.

„Mitko sagte, dass du ihm Turnschuhe gekauft hast.“

„Sind drüben, unterm Bett.“

„Und noch vierzig Leva.“

„Geld hab ich nicht. Über Geld haben wir nicht geredet.“

„Zeig mal die Turnschuhe her.“

„Nachher.“

Der Junge vermied es, ihm in die Augen zu schauen, auch dann, wenn er ihm Fragen stellte.

„Wie alt bist du denn?“, fragte Petär, teils um das Thema zu wechseln, teils, weil es ihn wirklich interessierte.

„Zwölf.“

„Ich hätt dich älter geschätzt.“

„Bin ich aber nicht.“

„Und wie heißt du?“

„Man nennt mich Ahle.“

„Cooler Spitzname.“

Ahle lachte mit unterdrücktem Stolz auf. Petär zauste ihm das Haar.

„Wir müssen duschen.“

„Gibst du mir das da?“

Es war eine kleine Ronaldo-Figur mit einem Ball neben dem Fuß.

„Das lässt du lieber, wo es ist.“

Der Junge stellte die Figur widerwillig auf die Kommode zurück. Petär hatte den Gürtel seines Morgenmantels aufgeknapft, darunter war ein haariger, von zwei immer noch muskulösen, leicht hängenden Brüsten bekrönter Bauch zu sehen. Auf seinen Boxershorts prangte die Aufschrift „Speedy Gonzales“. Er griff nach dem wattierten Sweatshirt des Jungen und riss es ihm über den Kopf.

„Warte, erst ich und dann du, ja?“

Petăr zuckte mit den Schultern, verschränkte die Finger und ließ sie knacken. Der Junge trat ins Badezimmer und zog die Tür von innen zu, wo kein Schlüssel steckte. Er ließ Wasser in die Wanne laufen und kippte den Inhalt der Shampoo-Flasche dazu. Der honiggelbe Strahl zog sich in luxuriöser Dichte, bis er in Kontakt mit dem Leitungswasser kam und zu Schaum explodierte. Petăr hätte jeden Moment hereinkommen können, aber der Junge brauchte nicht viel Zeit, um sich vorzubereiten. Er streifte sich vorsichtig die zerfledderten Jeans ab und legte sie auf dem Korb für Schmutzwäsche zusammen. Das warme Wasser in der Badewanne war ein Luxus, den man sich nicht entgehen lassen konnte. Er legte sich hinein, tauchte den Kopf unters Wasser und verschwand. Auf der Erde ist er nicht, weil sie hart ist, im All ist er nicht, weil es kalt ist, im Meer ist er nicht, weil es tief ist – er ist einfach und nur das, und über ihm ist eine ganze Handbreit Schaum.

Petăr trat ins Badezimmer mit flatterndem Morgenmantel, angespanntem Lächeln und einem Körper, zu Heldentaten bereit. Er setzte sich in die Badewanne und zog den Jungen an sich. Im ersten Moment spürte er nichts. Zuckte zurück. Ein kleines unvorhergesehenes Problem, aber noch waren seine Hände in reger Bewegung. Aus seiner Brust ragte der gelbe Plastikgriff eines Schusterwerkzeugs. Verwundert griff er danach, doch die kleine Hand war schneller. Beim Herausziehen der Ahle schoss das Blut heraus, und seine roten Stöße verfärbten das Wasser. Es folgten noch ein paar Hiebe. Seine Beine begannen gegen das Wasser zu treten. Der Schaum teilte sich, blieb aber da, wo es ihn noch gab, weiß.

Der Junge wich den durch die Luft rudern den Armen aus, schnappte sich seine Jeans und ging sich im Zimmer anziehen. Die Turnschuhe unterm Bett erwiesen sich als billig und passten ihm auch gar nicht, aber zu irgendwas würden sie schon nütze sein. In einer Schublade unter dem Plattenspieler

fand er Geld. Aus dem Bad war nichts mehr zu hören, und er ging nochmal hin, seine Ahle holen. Petär der Bart, erstarrt in angstvollem Taumel, wie ein Mensch, der bewegende Musik hört, hatte sich in einen Leib verwandelt. Der Junge steckte die kleine Ronaldo-Figur ein und begann die Eisentür aufzuschließen.

Kurz vorm Rausgehen zögerte er, ging nochmals hinein und nahm das kleine Porträt der Mutter mit.